
Editorial

DIE PROMINENT UND POLEMISCH GEÄUSSERTE ANSICHT, bei der Medienphilosophie handele es sich um eine vorübergehende Angelegenheit, ist vermutlich sehr zutreffend. Medienphilosophie selbst hat nie etwas anderes behauptet. Und genau aus diesem Grund, also eben wegen ihrer Vorläufigkeit, ist Medienphilosophie so wichtig. Sie tritt vielleicht tatsächlich als neue, modische Unterdisziplin der Philosophie auf. Aber sie tut dies, weil sie eine sehr ernsthafte Herausforderung an die Philosophie darstellt. Wie und wann sie wieder vergeht, das hängt davon ab, was sie ausrichtet. Medienphilosophie ist nämlich in ihrem Selbstverständnis ein grundlegend operatives und operationales Unternehmen. Daher rührt ihre große Nähe zu und ihr vitales Interesse an den Kulturtechniken und ihrer Erforschung. Sie interessiert sich für Eingriffe aller Art – und ist selbst einer. Sie hat – und zwar keineswegs nur metaphorisch – Anteil am materiellen Körper der Philosophie, für den Philosophie selbst, immer hart am Begriff, sich gar nicht interessiert und dies auch nicht tun muss. Zum materiellen Körper der Philosophie zählten bereits die schreibende Hand, vielleicht das vorrangige Medium des philosophischen Eingriffs, und ihr Werkzeug, das Schreibzeug, das sie führt. Als Medienphilosophie widmet sich die Philosophie den Gesten, die sie in der Welt ausführt, und den Operationen, die sie an den Dingen und mit ihrer Hilfe vornimmt.

Auch bloße Reflexion ist – aus der Perspektive der Medienphilosophie betrachtet – daher stets Geste und instrumentierte Handlung. Damit ist Medienphilosophie nicht nur der Ästhetik solcher Gesten verpflichtet. Sie ist vor allem deren vorübergehendem Charakter in einer unablässig sich verändernden, nämlich eben durch derlei Gesten und Operationen ständig bearbeiteten Welt ausgesetzt. Sie ist also eine ausdrückliche und affirmative Philosophie des Vorübergehenden, und nicht nur eine einfach vorübergehende Angelegenheit. Sie arbeitet vor den letzten Dingen, da, wo es noch Wandel gibt; nicht jedoch mit und an Letzthorizonten und Letztbewegern, wie eine Philosophie, die nicht vorüber gehen will, dies tun müsste. Die in diesem Sinne minoritäre Medienphilosophie ist an Zeiten und Körper, an Apparate, Anordnungen und sogar an Substanzen gebunden. Auftauchen, Wirksam-Werden und Verschwinden, deren Bedingungen und Verlaufsweisen zu erforschen, und sei es ihr eigenes, ist eines ihrer Anliegen. Das macht sie weder irrelevant noch entbehrlich, wohl aber handlungsfähig. Eine Handlungsfähigkeit, die im übrigen auch da durchaus benötigt wird, wo es um den institutionellen Körper der Philosophie und um seine Ernährung geht.

Es gibt selbstverständlich sehr verschiedene Arten, Medienphilosophie zu betreiben. Nicht alle nehmen ihren Ausgang von der akademischen Fachphilosophie selbst. Relativ unumstritten dürfte eine medienphilosophische Praxis sein, die sich als kompetente Begriffsarbeit versteht. Ihre Aufgabe wäre es, als Wissenschaftstheorie und Reflexionsinstanz die Begriffe der Medienwissenschaft zu klären. Dabei geht es natürlich vor allem um den Begriff des Mediums selbst, in seinen zahlreichen Varianten, Facetten und Verwendungen. Dazu sind schon viele Vorschläge unterbreitet worden und die Debatte läuft immer noch. Interessant wird sie da, wo sie sich nicht darauf beschränkt, den Begriffsgebrauch innerhalb der Medienwissenschaft zu beschreiben, zu analysieren und zu klären. Das geschieht etwa, wenn Medienphilosophie sich angesichts der frappierenden Heterogenität aller im Begriffsgebrauch als »Medium« bezeichneten Phänomene und Objekte fragt, was ihnen allen in Funktion oder Beschaffenheit gemeinsam sein könnte. Sie erarbeitet dann, über den engeren Bereich des »Mediums« hinaus, Begriffe der »Medialität« oder gar des »Medialen«, die ein Phänomen oder Ding erst zum Medium machen. Hier kann dann auch eine Hinwendung von der strengen Begriffskritik zur Ontologie des »Medialen« einsetzen.

Medienphilosophie kann aber in einer zweiten Variante auch stärker in historischer Perspektive, also begriffs-, metaphern- und ideengeschichtlich verfahren. Etwa kann sie die Herausbildung eines philosophischen Medienbegriffs in den – mehr oder weniger kanonisierten – Texten der Philosophie selbst betrachten. Dazu wird es notwendig sein, auch und besonders solche Konzepte zu befragen, die keineswegs unter den Wortlaut des philosophisch relativ jungen »Mediums« fallen. Andere Begriffe können in der philosophischen Überlieferung Funktionen eingenommen haben, die heute zunehmend vom Medienbegriff ausgeübt werden, oder Phänomene gefasst haben, die inzwischen unter den Medienbegriff subsumiert werden. Wo wurden, und wie, so fragt eine solche Medienphilosophie, Medien konzeptionell bedacht und in philosophische Diskurse eingefasst, auch wenn ein expliziter Medienbegriff dafür noch nicht bemüht wurde? Anders gesagt: Wie wurde das Medium in ganz verschiedenen Philosophien denkbar?

Dies sind aktuell wichtige und zentrale Fragen. Sie sind ohne weiteres noch immer klassischer philosophischer Natur und bezeichnen deshalb den Bereich, in dem Philosophie und Medienphilosophie einander problemlos begegnen und sich miteinander überschneiden. Aber auch solche Fragen sind vorübergehend, denn wichtig und zentral sind sie nur, solange es ein spezifisches Interesse am Medienbegriff gibt und eine Medienwissenschaft, deren Begriffe zu klären sind. Sie hängen also, anders als traditionelle philosophische Fragen, bereits von der Halbwertszeit der wissenschaftlichen Moden ab und können auch rasch zu wissenschaftshistorischen Fragen werden. Der Unterschied zwischen einer begriffsgeschichtlichen und einer wissenschaftsgeschichtlichen Adressierung allerdings wäre genau dies,

dass Wissenschaftsgeschichte sich für den materiellen Körper und die gestischen und dinglichen Verfahren der Wissensgenerierung und -verwendung interessiert, Begriffsgeschichte dagegen abstrakt-konzeptionell verfährt.

Genau deshalb und an dieser Stelle werden noch mindestens zwei weitere medienphilosophische Varianten sichtbar. Sie unternehmen einen entscheidenden Schritt. Sie entfernen sich von den Begriffen selbst und untersuchen vielmehr deren Entstehungs- und Zirkulationsbedingungen. Medienphilosophische Grundannahme nämlich ist, dass Begriffe, auch philosophische Begriffe, bedingt sind, und zwar durch das Außerbegriffliche, aus dem sie hervor- und in das sie wiederum eingehen. Sie sind den materiellen Bedingungen ihrer Hervorbringung und Wirksamwerdung verpflichtet und können nicht einfach aus sich selbst heraus entstehen und sich entwickeln. Statt im leeren Raum zirkulieren auch sie mithilfe von und unter den Bedingungen spezifischer Transportmittel. Das bedeutet nichts anderes, als dass philosophische Begriffe ihrerseits bildbar und umlauffähig werden durch Medienarbeit – und nicht nur, umgekehrt, Medien denkbar werden durch Begriffsarbeit. Schrift und Schrifttechniken, optische Medien der erweiterten Wahrnehmung und Beobachtung oder Illusion, Technologien des Rechnens, der Aufzeichnung, der Übertragung und Verbreitung: dies alles bis hin zu den Dispositiven des Unterrichts, der ästhetischen Erfahrung oder der Populärkultur macht je spezifisch etwas erfahrbar, vorstellbar und denkbar, das dann, so ist der Nachweis zu führen, in die Philosophie einzuziehen vermag. Auch die Philosophie selbst, beispielsweise mit ihren Wahrheits- oder Menschheitsbegriffen, auch solchen, die in ihrem Selbstverständnis als unverrückbar und unbedingt gedacht waren, steht dann unter den Bedingungen des Buchdrucks, der Perspektivbühne, der Laterna Magica, der Kinematographie, der Fernbedienung, der Rechenwerkzeuge, der ubiquitären und instantanen Adressierbarkeit. Dies alles freizulegen allerdings genügt herkömmliche philosophische Kompetenz gewiss nicht mehr. Hierzu ist eine genaue je medienspezifische Kenntnis der Funktionsweisen und Anwendungspraktiken der in Rede stehenden Technologien, Verfahren und Ästhetiken notwendig.

Philosophische Begriffe treten derart als gemacht hervor, als herangebildet und in Umlauf gesetzt mithilfe oder unter Einfluss benennbarer dinglicher Werkzeuge und Anordnungen. Begriffsbildung und -arbeit (und damit im weitesten Sinne: Argumentation) ist demnach operativ, und ihre Instrumente und Umstände bleiben nicht ohne Wirkung auf die Begriffe und Argumente, denn sie machen nicht nur wahrnehmbar und mitteilbar, sondern darüber hinaus auch, in je festzustellendem Umfang, denkbar und argumentierbar. Zu den derart bedingten Begriffen und Argumenten, an denen die Umstände und Instrumente mitwirken, durch die die Arbeit vorgenommen und vorgetragen wird, gehört nun, so eine weitere Variante der Medienphilosophie, insbesondere wiederum der Medienbegriff selbst.

Ob implizit oder ausdrücklich geführt, ob philosophisch, theoretisch oder publizistisch eingesetzt, auch der Medienbegriff oder die Annahme eines »Medialen« und einer »Medialität« muss medienphilosophisch als bedingt und außeninduziert verstanden werden, das heißt als zu Stande und in Umlauf gebracht unter Mitarbeit von Medien. Dazu können auch die Medien zählen, die jeweils gemeint sind. So wäre das Medium, wäre die Medialität des Buchdrucks eben nicht dieselbe wie diejenige der Schrift, des Teleskops, des bewegten Bildes. Jeder Subsumption »der Medien« unter den Zugriff »eines Mediums« wäre eine Absage zu erteilen: Nicht alle Medien können als Schrift, als Blick- und Perspektivbildung, als Rechenleistung angesprochen oder gar begriffen werden.

Und dieser Umstand lenkt die Aufmerksamkeit noch einmal, über die unbestreitbare Herkunft der Medienphilosophie aus der Philosophie und ihrer Abhängigkeit von ihr hinaus, auf ihre Differenz. Denn die Philosophie ist ein weitgehend monomediales oder besser: homomediales Unternehmen. Sie ist, zumal aufgefasst als Begriffsarbeit, ein Vorgang, der sich in der Sprache und eigentlich sogar in der Schrift vollzieht. Sie geht von der Schrift aus und immer wieder in die Schrift ein. Schreiben und Lesen sind ihre primären Produktions- und Zirkulationsmodi. Daran ändert selbstverständlich auch die Medienphilosophie nichts – oder doch nur sehr wenig. Auch sie wird, so wie hier, in gedruckter Form entfaltet und dadurch den Randbedingungen der Schrift- und Druckmedien unterworfen. Sie kann nicht denken, was in diesen Medien nicht möglich ist.

Diese Variante der Medienphilosophie jedoch geht, auch wenn sie weiterhin schreibt, zur Heteromedialität über. Sie nimmt nämlich an, dass auch in anderen Medien als in Sprache, Schrift und Druck Prozesse vonstatten gehen, die den Operationen der Philosophie auf sprachlichem Gebiet als deren funktionale Äquivalente entsprechen können. Sie nimmt an, dass die oben aufgezeigte Mitwirkung der Medien an ihren eigenen Begriffen sich nicht nur in der Sprache niederschlägt, in der sie selbst arbeitet. Sondern dass Medien allemal ein Selbstverständnis entwickeln können, das sie, statt es nur der Philosophie und der begrifflichen Argumentation zur Verfügung zu stellen und zur Kenntnis zu geben, auch operativ in Bezug auf andere Medien und nicht zuletzt auf sich selbst einsetzen. Was ein Medium jeweils ist und als was es operativ verstanden wird, daran wirken nicht nur die Philosophie und andere Disziplinen und Diskurse mit, sondern arbeiten doch vor allem die Medien selbst. So klärt nicht nur die Wissenschaft und nicht nur die Philosophie, sondern so klären auch die Medien, unbegrifflich, eingeschrieben in ihre Operationen, was sie seien und welchen Beitrag sie zu dem, was sie nicht selbst sind, leisten. Dieses unbegriffliche Wissen der Medien von sich selbst – und nicht nur dies: um alles andere auch – gilt es freizulegen, in Begriffe zu übersetzen und in die philosophische Debatte argumentativ einzufügen. Der Auftrag an die Medienphilosophie lautet dabei natürlich, derlei Übersetzungs-

leistung als Transformation, als Medienübergang vorzunehmen. Es geht nicht um glatte Reproduktion der Reflexionsgeste der Medien und in Medien, sondern um ihre Rekonstruktion im anderen, philosophischen Medium. Ohne Veränderung kann dies niemals gelingen, aber genau dies macht Medienphilosophie produktiv – und zu einer vorübergehenden, wandlungsintensiven Angelegenheit. Mit ihr erfährt die Philosophie erneut etwas von ihrer Bedingtheit und Materialität – und damit von dem ihr selbst eigenen Vorübergehenden. Sie bemerkt einmal mehr, dass sie, falls überhaupt, keineswegs voraussetzungslos Herrin im eigenen Hause ist. Das macht sie möglicherweise auch erneut kenntlich – und ganz gewiss nicht weniger sympathisch.

Weimar, September 2010

Die Herausgeber